

amtlichen Lehrfähigkeitsprüfungen sich zu unterziehen hätten. Ebenso auch die aufgestellten Rektoren, Studienpräfekten und Lehrer von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle zu setzen, je nachdem es das Bedürfnis oder das Wohl der Lehranstalt oder des Individuums nach der besten Einsichtnahme der Ordensoberen erheischen sollte. Auf die oben angeführte Befugnis muß der Orden um so mehr bestehen, weil ohne sie der Gehorsam, auf welchem der Orden hauptsächlich beruht, seine Kraft verlöre und die Ordnungsdisziplin der Gefahr der Auflösung preisgegeben wäre. Ein nicht von seinen Ordensoberen, sondern von der Regierung durch den Erfolg einer amtlichen Lehrtätigkeitsprüfung angestellter Professor wäre nur mehr ein halber Religios, er hätte sich außer dem Ordenskörper gleichsam einen selbständigen Grund und Boden erworben, und hätte, wie ich schon oben bemerkt, einen Halte- und Stützpunkt für manche Ausnahms-, Vorzugs- und Unabhängigkeitsgelüste. Die eigentümlichen Verhältnisse der Gesellschaft Jesu erheischen demnach und rechtfertigen nach meiner Überzeugung die folgenden zwei Ausnahmebestimmungen: 1. Daß die Leitung der der Gesellschaft Jesu anzuvertrauenden Gymnasien den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln der Gesellschaft zu überlassen sei; 2. daß es den Oberen ungehindert freistehe, ihre Untergebenen ohne vorhergehende amtliche Lehrfähigkeitsprüfungen zu Direktoren, Rektoren, Präfekten und Professoren zu bestimmen, sie von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle zu setzen, je nachdem sie dies vor Gott als das Beste erachten... Der [staatliche] Organisationsentwurf beabsichtigt bei dem Gymnasialunterricht die Aneignung vieler Kenntnisse, und zwar in möglichst kurzer Zeit. Es ist dies dem Scheine nach eine herrliche Idee, wodurch sich denn auch manche ohne weiteres bestechen lassen. Wer aber die Sache näher betrachtet, wird sich am Ende überzeugen, daß auf diese Weise nicht gründliche Geistesbildung, sondern allenfalls jene oberflächliche Vielwisserei erzielt werden kann, die gewöhnlich Eigendünkel und Anmaßung erzeugt und auf Herz und Geist den verderblichsten Einfluß ausübt. Die Tendenz, in kurzer Zeit viele Wissenschaften zu umfassen, zieht denn auch die Notwendigkeit der Fachlehre schon in den untersten Schulen nach sich, welches wir für eine nachteilige Maßregel halten... Dieses Hervorheben der sogenannten Realien, und die daraus notwendig erfolgende Abnahme der klassischen Studien halten wir für eins der Hauptgebrechen der modernen Lehrmethoden... Die Gesellschaft Jesu beschränkt daher in den unteren Schulen die Realien ihrer Zahl und ihrem Umfange nach, um auf diese Weise für das klassische Studium und die Stilübungen die nötige Zeit und Kraft zu gewinnen... Die Verschiedenheit der Sprachen ist ohne Zweifel das größte Hindernis des geistigen Verkehrs der Völker und der Glaube erkennt in ihr eine Strafe des menschlichen Stolzes... Nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft wird ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man durch gelehrte in der Muttersprache angestellte Forschungen die Wissenschaft auch denen zugänglich machen will,

welche für ihr Verständnis und ihren Gebrauch nicht die geeignete Vorbildung besitzen, wodurch dann eine Menge solcher, die keinen Beruf dazu haben, veranlaßt werden, sich zu ihrem Verderben mit allerlei Wissenschaften und Schriftstellereien befassen zu wollen... Es ist bekannt, mit welcher Gewalt und Erbitterung vor dreihundert Jahren der sogenannte große Reformator der Religion in Deutschland mit seinen Genossen gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache anstürmte. Und aus welchen Ursachen? Weil diese Sprache das Band bildet, das die verschiedenen Völker mit der Mutterkirche vereinigt hält, und weil sie den Schatz der alten kirchlichen Überlieferungen aufschließt, in welchen die Verurteilung der neuen Lehre enthalten ist... Weil die lateinische Sprache die Sprache der Kirche, die Sprache der christlichen Überlieferung ist, und weil in dieser Sprache die Schätze der Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker [!] aufbewahrt sind, und sie, wie keine andere, für den Glauben und für die Wissenschaft sich seit Jahrhunderten ausgebildet hat, und daher die eigenen, genau bestimmten, scharf bezeichnenden, allgemein angenommenen Ausdrücke besitzt, und es in dieser Sprache am leichtesten ist, der Wahrheit getreu zu bleiben und dem Irrtume auszuweichen, so hat die Gesellschaft Jesu auch für diese Sprache eine besondere Vorliebe und bedient sich derselben zum Vortrage in der Schule... Bereits im Jahre 1827 wurde von der k. k. Regierung die Notwendigkeit anerkannt, daß die Gesellschaft Jesu... befugt sein muß, sich jener Schulbücher zu bedienen, die ihrer Verfassung angemessen sind... wobei es sich von selbst versteht, daß... wir es uns doch jederzeit zum Grundsatz machen und auch ferner machen werden, uns so viel als es mit unserem Lehrplan vereinbar ist, an die allgemeinen im Lande üblichen Bücher zu halten" (*Monatsblatt für katholisches Unterrichts- und Erziehungswesen*, Münster 1857, Jahrgang 12, S. 251—265 und 291—304).

Man muß dem Ordensgeneral Dank wissen für die Offenheit, mit der er die völlige Losgelöstheit von jeder staatlich-nationalen Sonderheit, die grundsätzliche Unveränderlichkeit des jesuitischen Unterrichtssystems und seine intensive Internationalität ausspricht. So offen hat er die jesuitischen Grundsätze verkündet, daß es dem Orden heute unangenehm zu sein scheint. Denn merkwürdigerweise findet sich in den neueren Veröffentlichungen des Ordens über und für seine „Studienordnung“ der höchst interessante und lehrreiche Brief nicht. Die Jesuiten Pachtler und Duhr, die in den „*Monumenta Germaniae paedagogica*“ alles mögliche an Aktenstücken über das Unterrichtssystem ihres Ordens in fünf Bänden zusammengetragen haben, legen den Brief nicht vor; der Jesuit Duhr, der in einer Sonderschrift „die Studienordnung der Gesellschaft Jesu“ (Band 9 der „*Bibliothek der katholischen Pädagogik*“) ausführlich auf 280 Seiten behandelt, gleitet über den Brief in einer Anmerkung hinweg; der Jesuit Ebner erwähnt in seiner umfassenden Verteidigungsschrift der unter jesuitischer Leitung stehenden österreichischen Gymnasien: „Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Joh. Kelle: Die Jesuitengymnasien in“

Österreich“ (Linz 1874), das Schreiben zwar mehrmals, seinen Wortlaut teilt er aber nicht mit. Die diplomatische Zurückstellung des Schreibens ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß es die Grundauffassung des Ordens über sein Unterrichtssystem authentisch und autoritativ wiedergibt.

Der österreichische Staat hätte den Brief des Ordensgenerals beantwortet müssen mit Entziehung der Unterrichtserlaubnis für den Jesuitenorden; aber die Antwort des Grafen Thun war, daß er dem Orden mehrere Staatsgymnasien und den Gymnasien gleichgestellte Anstalten übergab: Ragusa, Calocza, Kalksburg, Freinberg, Feldkirch. Und in welchem Maße die Übergabe eine regelrechte Kapitulation des Staates auf Gnade und Ungnade dem Orden gegenüber war, zeigen die Bestimmungen, unter denen das Staatsgymnasium zu Feldkirch dem Orden ausgeliefert wurde: „Die Leitung des Gymnasiums soll den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln des Ordens überlassen bleiben. Der Orden wird dem k. k. Schulrat als Regierungskommissar die Besichtigung der Anstalt, namentlich die Einsicht in die im Gebrauch stehenden Lehrbücher und Lehrmittel gewähren, ihn nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen lassen, aber eine Besprechung der gemachten Wahrnehmungen vor oder mit dem versammelten Lehrkörper ist er zu verlangen nicht berechtigt. Die von dem Orden anzustellenden Lehrer sind von der Ablegung der Lehrfähigkeitsprüfungen bei einer der bestehenden amtlichen Prüfungskommissionen entbunden. Die Verwendung ausländischer Ordensmitglieder an den österreichischen Gymnasien ist im allgemeinen zulässig. Über die Aufnahme und Entlassung der Schüler sollen wohl die gesetzlichen Normen gelten, es soll aber den Jesuiten auch unbenommen bleiben, nach den besonderen Vorschriften ihrer Ratio studiorum Schüler zu entlassen, ohne daß sie verhalten werden, den Entlassungsfall zu rechtfertigen. Die Wahl der Lehr- und Lesebücher für die Schüler bleibt den Ordensoberen überlassen“ (bei Kelle: *Die Jesuitengymnasien in Österreich*. Prag 1873, S. 242 ff.).

Später haben die Jesuiten auch in Österreich (ihrem Jahrhundert alten Dorado) diese ihre Grundsätze unter dem Zwange der Verhältnisse beiseite gestellt; sie mußten sich den Zeitumständen einigermaßen anbequemen. Aber Grundsätze sind die Ausführungen des Ordensgenerals Beckx geblieben, die, sobald die Umstände es gestatten, in die Tat umgesetzt werden, auch in Deutschland.

Jesuitenstaat in Paraguay. Der im 17. Jahrhundert in Paraguay von den Jesuiten aufgerichtete „Staat“ ist eines der merkwürdigsten „staatlichen“ Gebilde aller Zeiten. Er war Missionsland im ausgeprägtesten Sinne des Wortes, und bietet, wie alle Missionierungen des Jesuitenordens, das typische Bild jesuitischer Tätigkeit: selbstische Beweggründe, großer Opfermut, glänzender Aufstieg, innere Erfolglosigkeit, Ausbeutung weit mehr als Hebung. Gothein: „In Südamerika haben die Jesuiten ihr Meisterstück der Bekehrung und Zivilisierung roher Völker abgelegt. Allen Schwierigkeiten zum Trotz haben sie mit geschickter Benützung der gesell-

schaftlichen Neigungen, die sie bei den Indianern vorfanden und die einst schon zu dem merkwürdigen Bau des Inkastaates in Peru geführt hatten, im Urwald staatliches Leben gepflanzt, sofern man einen Zustand staatliches Leben nennen will, in dem alles Recht in Wegfall kommt, durch religiöse Empfindungen ersetzt wird und durch die Fürsorge eines geistlichen Leiters, den seine Schützlinge als eine Art höheren Wesens betrachteten. Sie haben auf solche Weise zahlreichen Stämmen Wohlstand und edlere menschliche Empfindungen, sie haben ihnen ein lebhaftes Bewußtsein ihrer christlichen Religion gebracht, sie haben ihnen eine gemeinsame Sprache, die Vorbedingung jedes geistigen Fortschrittes, ausgebildet; und es hat nicht an ihnen gelegen, daß nicht nach und nach die ganze Urbevölkerung Südamerikas in den Kreis dieser Organisation gezogen wurde. Vielleicht ist dies der höchste Grad der Kultur, deren jene Völkerschaften fähig sind. Dennoch haben alle unparteiischen Beobachter stets darin übereingestimmt, daß eine Erziehung, die diese ihre Schutzbefohlenen zur ewigen Kindheit verurteilte, schließlich doch nichts zustande bringen konnte, als ein mechanisches Kunstwerk, das der beständigen Leitung durch seine Meister bedurfte. Mit den Leidenschaften hatte man auch jene Triebe ausgerottet, die den Menschen zum selbständigen Fortschreiten ausrüsten“ (Ignatius von Loyola, S. 659).

Alfred Zimmermann, der im übrigen das Wirken der Jesuiten in Südamerika sehr günstig einschätzt, sagt, übereinstimmend mit den übrigen Beurteilern: „Der Fehler war, daß die Leute jeder Selbständigkeit und jedes eigenen Willens entwöhnt waren. Sie wurden wie große Kinder behandelt, und büßten dabei ihre Energie und Lebenskraft ein. Nur solange sie abgeschnitten von schlechten Einflüssen ganz in der Hand der Väter waren, konnte man auf sie bauen... Allen Gewinn [aus den Kolonien] machten die Jesuiten“ (*Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens*, S. 380, 384). Pfotenhauer (*Die Missionen der Jesuiten in Paraguay*): Als die Jesuiten im Anfang des 17. Jahrhunderts das weite Gebiet von La Guayra zu missionieren begannen, taten sie es nur unter folgenden Bedingungen: „Unumschränkte Vollmacht, die Christen in Dörfern zu sammeln, sie unabhängig von jeder spanischen Kontrolle oder Einfluß zu leiten, in den Missionsdörfern Kirchen zu erbauen, vor allem aber im Namen des Königs sich jedem widersetzen zu dürfen, der unter welchem Vorwand auch immer die Freiheit der Indianer anzutasten sich erdreisten würde“ (I, 96). Die Art der Jesuitenmissionierung war auch hier, wie überall anderswo die gleiche: massenhaftes Taufen, oberflächliche Belehrung, deshalb kein nachhaltiger Erfolg. Selbst der Ordensgeneral Aquaviva mahnte: „Das stete Hasten von einem Ende der Provinzen zum andern trage viel Unzuverlässigkeiten in sich, die schnell erreichten Bekehrungen hätten keinen Bestand, hinterließen nichts als eine wirre Erinnerung, wären die Frucht einer ersten Bewegung; kaum aus dem Grobsten herausgehauen würden solche Bekehrte sein. Habe man nicht ein laut redendes Zeugnis an den Taten des heiligen Solano, der noch lebe, dessen Spuren schon jetzt fast verwischt“ (I, 91). „Die dort [in Para-

guay] arbeiteten, waren Männer [Jesuiten] im wahren Sinne des Wortes, von den Bahnbrechern gilt das besonders, kenntnisreich, von ausdauernder Beharrlichkeit, von hohem Mut und beseelt von einem Geiste, dessen Wahlspruch war: Siegen oder Sterben... Die Unruhe, die Hast, sie mußte ersetzen, was an innerm Gehalt der Arbeit jener Männer abging... Hier war Menschenart und Menschenwerk, nicht Männer Werk, welche Gott gesandt. Aber sie nannten sich ‚Apostel‘, schrieben auch ‚Briefe‘, diese ‚Apostel‘, indes vergleiche man doch die Sendschreiben eines Apostels Paulus mit den Lettres édifiantes et curieuses dieser sogenannten Apostel, oder die Berichte der Apostelgeschichte mit ihren ‚Allerhand so Lehr- als Geist-reichen Briefschriften und Reis-Beschreibungen‘, tragen nicht diese in ihren Titeln allein schon das Malzeichen der Verurteilung an der Stirn? Gar nicht zu reden vom Inhalte dieser Erzeugnisse einer ruhmstüchtigen Phantasie und einer erfolgtrunknen Großmannsucht“ (I, 278–280). Die Grundlagen ihres Indianerstaates, der „Reduktionen“, schöpften die Jesuiten aus den Gedanken und Anregungen des Dominikaners Las Casas (II, 25); das gesteht auch Crétineau-Joly zu (*Histoire*, III, 293, 315). Der Flächeninhalt der jesuitischen Reduktionen betrug mehr als 6000 Geviertmeilen (*Pfotenhauer, a. a. O.*, II, 30). Einige Zahlen über den wirtschaftlichen Wohlstand der „Reduktionen“: Viele von ihnen besaßen 20000 Stück Hornvieh, 2500 Zugochsen, 600 Pferde, 80 Zugpferde, 362 Maulesel, 6000 Schafe. Im Jahre 1725 wurden 400000 Goldstücke als Überschuß nach Europa abgeführt, „zu einer guten Aufnahme an den Höfen von Madrid und Rom“. Aus dem Teehandel gewannen sie 60000 Realen. Der Jesuit Oros berechnet, daß „von den Indianern 30 Millionen Pezzi, d'Argento di Plata, gezogen werden“ (*ebda.*, II, 202 f.). Die Staatsform der „Reduktionen“ kann man als „Aristokratie in allerweitester Form der Oligarchie“ bezeichnen (*ebda.*, II, 209); ein gewisser Kommunismus schien zu bestehen, aber nur scheinbar: „Der Indianer war enterbt sans phrase; Staatseigentümer waren die Jesuiten“ (II, 212). H. Böhmer: „Es fragt sich: rechtfertigten die Jesuiten das ungeheure Vertrauen, das der spanische Staat ihnen entgegenbrachte, indem er nicht nur ihr System [der jesuitischen Kolonisierung] sich aneignete, sondern auch allenthalben in Paraguay, Peru, Venezuela, Mexiko, Kalifornien in erster Linie sie dazu berief, es durchzuführen? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich schon aus der Entstehungsgeschichte des sogenannten Jesuitenstaates in Paraguay. Noch im Dezember 1609 sandte der neue Provinzial von Paraguay die italienischen Patres Cataldino und Maceta zu den Guaranis des Guairagebietes... So entstand 1610 die erste jesuitische Reduktion oder Indianerstadt in Paraguay, Nuestra Señora de Loreto. Der Zudrang der Rothäute war aber so lebhaft, daß alsbald 3 weitere Stadtgründungen folgten, und daß 1620 die Patres allein im Guairagebiet 13 größere Orte mit etwa 100000 roten Christen besaßen. Noch im Jahre 1610 hatte sich jedoch der Orden schon ein zweites Missionsgebiet 1200 km südlicher gesichert: das Hügelland am rechten Ufer des mittleren Parana.“

Hier hatte der ehrwürdige Pater Lorenzana, ein Veteran der Indianermision, 1610 die erste der Paranareduktionen, San Ignacio-Guazu gegründet. Von hier aus drangen die Patres 1620 in das Zwischenstromland zwischen Paraguay und Uruguay vor. Endlich, seit 1624, siedelten sie sich in der Absicht, sich über den Uruguay allmählich einen Weg zum Meere zu bahnen, auch am linken Ufer des Uruguay an. So hatten sie 1630 schon 4 Missionsgebiete in Besitz genommen, Guaira mit 13, das rechte Ufer des mittleren Parana mit 6, das Zwischenstromland und das linke Ufer des Uruguay mit zusammen 8 Reduktionen... Der ‚Jesuitenstaat‘ blieb beschränkt auf die Uferlande des mittleren Parana und Uruguay, immerhin ein Gebiet von etwa 180000 Quadratkilometern mit 30 Indianerstädten und etwa 100000 roten Christen. Die Erfolge der Patres im Lande der Guaranis veranlaßten die spanische Regierung, ihnen die conquista espiritual auch mancher anderer Indianerstämme ihres ungeheuren Reiches zu übertragen... Es gab mithin schließlich in dem unermeßlichen spanischen Kolonialreiche kaum einen wilden Indianerstamm von einiger Bedeutung, bei dem die Jesuiten nicht einmal es mit der conquista de almas, der Seelenjagd, versucht und wenigstens zeitweise als Bekehrer gewirkt hatten... Wichtiger als die Frage, welcher Mittel die Väter bei der Seelenjagd sich bedienten, ist die Frage, welche Ergebnisse sie damit erzielten. Sie haben diese Frage selber in schier unzähligen Berichten aus den verschiedensten Missionsgebieten zu beantworten gesucht. Es genügt jedoch, eine ihrer großen Missionserschöpfungen als Musterbeispiel herauszugreifen: die berühmteste, gewaltigste, opferreichste und für die Entwicklung des ganzen Ordens verhängnisvollste: den sogenannten Jesuitenstaat in Paraguay... Schon das äußere Bild der Siedlung, das sich mit geringen Abweichungen in allen anderen Reduktionen an Parana und Uruguay, in Tschiquitos, Mojos und wo sonst die Väter wirkten, wiederholt, verrät deutlich, welcher Art die soziale und wirtschaftliche Verfassung dieser jesuitischen Kolonien ist. Wir haben hier überall kommunistische Gemeinwesen vor uns, die patriarchalisch aber absolut von je zwei oder mehr Patres regiert werden. In der Tat ist der Begriff des Privateigentums den 2500–8000 Rothäuten, welche in einer solchen Reduktion wohnen, fast unbekannt. Nur der geringfügige Schmuck der Weiber wird als solches betrachtet. Alles was der ‚Christ‘ sonst hat und braucht, die Hütte, in der er haust, die Felder, die er bestellt, das Vieh, von dem er sich nährt und kleidet, die Waffen, die er trägt, die Instrumente, mit denen er arbeitet, selbst das eine einzige Tischtmesser, das jedes junge Paar bei der Gründung seines Hausstandes erhält, ist Tupambac — Eigentum Gottes. Dem entspricht es, daß der ‚Christ‘ weder über seine Zeit, noch über seine Person frei verfügen kann. Nur als Säugling bleibt er in der Obhut der Mutter. Aber kaum kann er laufen, so kommt er unter die Aufsicht der Patres und ihrer Beamten, die das Kind schon im Spiele zu allerlei nützlicher Arbeit anzuleiten suchen. Wächst das Kind heran, so lernt es, falls es ein Mädchen ist, spinnen und weben, ist es ein Knabe, lesen und schreiben, aber nur in

der Guaranisprache. Denn um jeden Verkehr mit den verderbten Kreolen abzuschneiden, ist das Spanische in den Reduktionen geradezu verpönt. Aber dafür pflegen die Patres das Guarani eifrig, ja sie haben es im Interesse der Mission und Zivilisation zur Schriftsprache und im mittleren Südamerika zur lingua geral, zur Gemeinsprache, erhoben... Geistlicher oder Mönch darf keiner werden, geschweige denn Jesuit. Das Höchste, was der Indianer bei besonderer Begabung erreichen kann, ist das Korregidorat, das Amt des Korregidors, als welcher er den regierenden Patres gleichsam als Feldwebel zur Hand gehen muß. Verrät er besondere Anlage zu irgend welchem Handwerk, so wird er sorgfältig darin ausgebildet. Aber die Verfügung darüber steht nicht ihm zu, sondern den Patres. Er würde auch sicherlich nicht selber wählen, wenn er könnte. So wenig ist er gewöhnt, über seine Person zu verfügen. Er darf sogar nicht einmal auf eigene Faust den Bezirk der Reduktion verlassen, geschweige denn eine Niederlassung der Weißen besuchen. Er steht mithin immer unter Aufsicht. Er ist tatsächlich kein freier Mann. Aber er befindet sich materiell unter diesem patriarchalischen Regimente sichtlich sehr wohl... Auch mit Arbeit wird er nicht sonderlich geplagt. Die Sonntage und die zahlreichen Festtage sind absolute Ruhetage. Von den Werktagen hat er immer in der Regel zwei für sich und seinen Acker. An den übrigen vier muß er in der Regel auf dem 'Tupambac' arbeiten. Aber die Arbeitszeit ist nie sehr lang und die Arbeit selbst wird immer gewürzt durch Musik und Gesang. In Reih und Glied unter Vorantragung eines Heiligenbildes ziehen die einzelnen Abteilungen morgens mit Gesang nach der Messe aufs Feld, und in gleicher Weise kehren sie abends wieder heim zur Katechese und Rosenkranzandacht. Es versteht sich danach von selbst, daß die Väter auch für angemessene Unterhaltung und Belustigung der 'Christen' sorgen. Sonntags gibt es Scheibenschießen, Pferderennen, Fußball, Kriegsspiel oder eine Kahnfahrt mit Konzert, an dem drei Tage währenden Feste des Schutzpatrons sogar eine Komödie... Ostern eine mimisch-dramatische Darstellung der Passion usw. Ganz besonders aber pflegen die Patres den Tanz und die Musik. Jede Reduktion hat ihren Sängchor — mit 'Tenören ohne Zahl' — und dazu ein stark besetztes indianisch-europäisches Orchester... Eine ebenso große Rolle wie die Musik spielt aber in den Reduktionen der Tanz oder besser gesagt das Ballet. Denn der Tanz im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist selbstverständlich verpönt. Eifrig gepflegt, ja von den würdigen Vätern selbst einstudiert und geleitet werden dagegen mimische Reigen aller Art, bei denen die Geschicklichkeit der Christen ebenso bewunderungswürdig erscheint wie die Pracht der Kostüme. So fließt das Leben der roten Christen sorglos und heiter dahin. Wie Väter sorgen die Patres für sie, und wie Väter strafen sie auch etwaige Vergehen. Die Todesstrafe ist in diesem glücklichen Lande ganz verpönt: Prügel, Fasten, Gefängnis, Ausstellung auf dem Pranger der Plaza, öffentliche Kirchenbuße, das sind die einzigen Übel, die der Christ auch für die allerschwersten Verbrechen zu vergewärtigen hat. Auslieferung des Verbrechers an den

weltlichen Richter ist strengstens untersagt. Die roten Kinder kennen demzufolge keine andere Obrigkeit als ihre guten Patres. Daß der König von Spanien eigentlich ihr Souverän ist, dessen sind sie sich kaum klar bewußt. Denn die Kopfsteuer, die nominell auch sie entrichten sollen, wird den Patres als Besoldung gutgeschrieben, die Kriege, die sie führen, werden von den Patres geleitet, Münzen mit dem Bilde des Königs bekommen sie nur auf einen Augenblick bei der Trauung zu sehen, bei der man nach spanischer Sitte Braut und Bräutigam einige Realen austauschen läßt. Auch den Gouverneur, den Bischof der Provinzhauptstadt, lernen sie fast nie kennen, denn auch sie gehören zu den Weißen, deren Besuche den Patres nicht genehm sind und daher immer klüglich verhindert werden... Nicht selbstständige Staaten haben wir in all diesen merkwürdigen Gemeinwesen vor uns, sondern eine besondere Art von Kolonien, welche die spanische Regierung selber ins Leben gerufen hat und deren Gedeihen sie im eigensten Interesse möglichst fördert, Kolonien, deren künstliche Isolierung von den europäischen Siedlungen sie selber durch strenge Gesetze aufrecht zu erhalten sucht und mit deren Vorstehern sie sich am liebsten direkt über die Köpfe der hohen Provinzialbeamten hinweg in allen wichtigeren Fragen der inneren Verwaltung verständigt. Die christliche Republik von Paraguay unterscheidet sich von den anderen Kolonien derselben Gattung nur dadurch, daß hier das mönchische Regiment und in Verbindung damit das kommunistische Wirtschaftssystem am vollkommensten durchgeführt ist... Der erste Eindruck der Reduktionen ist allerdings geradezu verblüffend: die Indianer sind anscheinend völlig zivilisiert. Sie können anscheinend alles. Was immer in den Reduktionen gebraucht wird, an Nahrungsmitteln und Kleidern, an Haus- und Arbeitsgerät, an gewerblichen, Wohnungs- und Kirchenanlagen, an Musikinstrumenten, Devotionalien und einfachen Maschinen, wird von den Christen selber hergestellt. Sie verstehen schließlich sogar, Kanonen, Glocken und Lettern für ihre Druckerei zu gießen, Uhren zu machen, Bücher zu drucken, Statuen zu schnitzen und Bilder zu malen. Die Reduktionsgemeinschaft am Parana und Uruguay bildet dergestalt eine einzige große geschlossene Hauswirtschaft, die grundsätzlich alles produziert, was sie konsumiert. Nur Salz und Eisen müssen die Patres zu ihrem Kummer mit hohen Kosten importieren. Allein sieht man näher zu, so erkennt man bald die künstliche Mache dieser Zivilisation. Die guten Christen bringen ohne Vorlage und stete Anleitung durch die Patres nichts zustande, als 'Sudeleien'. Aber ist ihnen denn alle Erfindungsgabe versagt? Keineswegs! Sie waren, als die Patres sie sammelten, zwar kulturarm, aber nicht kulturlos. Allein die Patres haben ihre natürliche Erfindungsgabe gar nicht entwickelt, sondern in dem ungeduldigen Drange, möglichst rasch eine Zivilisation nach europäischem Zuschnitte zu erzeugen, sie förmlich maschinenmäßig dressiert und ihnen das wenige von Initiative, was sie besaßen, durch sorgliche Fernhaltung jeder materiellen Not gänzlich aberzogen. Die hohe Kultur der Missionen ist daher im Grunde nur ein künstliches Treibhausprodukt, das den Keim des Todes von Anfang

an in sich trägt. Denn trotz aller Dressur ist der Guaraní im Grunde geblieben, was er war: ein fauler, stumpfsinniger, sinnlicher, gefräßiger, schmutziger Wilder. Er arbeitet, wie die Väter selber versichern, nur, solange er den Stecken des Treibers hinter sich fühlt. Sobald man ihn sich selber überläßt, läßt er gleichmütig die Ernte auf dem Felde verfaulen, die Geräte verwahrlosen, die Herden zugrunde gehen... Liebe zu den Eltern und zu der Gattin, Scham über schwere sittliche Verfehlungen, Anhänglichkeit an das Haus, in dem er geboren, Heimat- und Vaterlandsgefühl empfindet der Guaraníchrist, der schon auf ein halbes Dutzend christliche Ahnen zurückschaut, nicht mehr als der wilde Waldindianer, der sein Weib wie ein Tier behandelt, die alten Eltern in der Not kaltblütig verläßt oder gar tötet und sich überall wohl befindet, wo er genug zu essen findet. Nur durch einige wenige neue, aber hier zum Teil fast fremdartig anmutende Züge hat sich unter der Zucht der Väter sein Gefühlsleben bereichert. Er ist ein abergläubisch frommer Katholik geworden, der überall Mirakel sieht und die härteste Selbstgeißelung als eine Art Genuß empfindet, er hat gehorchen gelernt und ist den guten Patres, die so treu für sein Wohlbefinden sorgen, mit einer zwar nicht sehr lebhaften, aber dafür um so zäheren kindlichen Anhänglichkeit ergeben. Dies gewiß nicht sehr glänzende Ergebnis beweist zur Genüge, daß in der Erziehungsmethode der Väter ein Fehler steckte. Aber worin bestand der Fehler? Offenbar darin, daß sie nie daran dachten, die Erfindungsgabe, den Tätigkeitstrieb, das Verantwortlichkeitsgefühl ihrer roten Kinder zu entwickeln, daß sie selbst im Spiel und Tanz das Ausdenken, überhaupt das Denken für ihre Christen besorgten, statt sie zum Selbstdenken anzuleiten, daß sie sich begnügten, ihre Pflegebefohlenen äußerlich zu dressieren, statt sie zu erziehen... Die isolierte Erziehung war gut für den Anfang. Der Fehler der Jesuiten bestand nur darin, daß sie nie daran dachten, dies für den Anfang der Missionsarbeit sehr praktische System im weiteren Fortgang gegen eine dem Kulturfortschritt mehr entsprechende Methode zu vertauschen, daß sie ihre Indianer dauernd im Zustande kindlicher Unmündigkeit erhielten. Aber es wäre doch ungerecht, sie dafür allein verantwortlich zu machen. Die Hauptschuldige war ihre Brotherrin, die spanische Regierung. Diese war mit den Ergebnissen der conquista espiritual so zufrieden, daß es ihr nie in den Sinn kam, an dem System zu rütteln. Es genügte ihr vollkommen, daß die Missionsindianer Frieden hielten, sich äußerlich als Christen betrugten und die Missionen selber dem Staat keinen Heller kosteten. Daß die Missionen, sobald die weißen Ansiedlungen näher an sie heranrückten, allmählich zu einem Hemmnis der Kolonisation werden mußten, darüber ist sie erst durch Alexander von Humboldt aufgeklärt worden, aber als das geschah, begann ihre Herrschaft auf dem amerikanischen Kontinente bereits zusammenzubrechen" (*Die Jesuiten*, S. 116—126).

Lugones (*El Imperio jesuitico*): Der Padre Direktor war den Wilden die lebendige Verkörperung Gottes. — Der Kommunismus war streng. Vom 5. Lebensjahre an gehörte das Kind der Allgemeinheit und wurde der Aufsicht von besonderen Alkalden unterstellt. Im Morgen-

grauen führte man es zur Kirche, von dort zur Arbeit im Felde oder in der Werkstatt bis 3 Uhr, dann wieder zur Gebetsübung, immer unter Aufsicht der Anführer, und danach nach Hause. Die Patres suchten dem heranwachsenden Jüngling seinen Beruf, dem Manne seine Ehegattin aus. Die Indianer arbeiteten nur aus Zwang und scheuten naturgemäß die Arbeit, an deren Erträgen sie keinen Anteil hatten. Die Weiber konnten nichts als spinnen und den Boden bearbeiten, nicht einmal nähen. Bemerkenswert ist die völlige Gewissenlosigkeit der Indianer, selbst in Sachen der Religion. Der klösterliche Charakter war bis zum äußersten übertrieben, der Unterricht in der Kirchenlehre und den Gebetsformeln nahm mehr Zeit in Anspruch als irgendeine nutzbringende Beschäftigung. Es bestand kein geschriebenes Gesetz, die Jesuiten verhängten die Strafen nach ihrer Willkür. Auch bei der Eheschließung der Bekehrten verfahren die Jesuiten tyrannisch, jede Unabhängigkeit ertötend, wie denn überhaupt in ihren Händen eine solche Allgewalt lag, wie keine Regierung der Welt sie sich jemals angemaßt hat (S. 234—238). Im Verträge von Permuta (1750) tauschte Portugal die Kolonie El Sacramento gegen sieben den Spaniern gehörige Dörfer am Ostufer des Uruguay ein. Es waren dieses die sieben Niederlassungen der Jesuiten in Brasilien. Nach mehr als hundertjährigen Bemühungen, als ihr Reich sich schon bis zur Sierra del Tape ausdehnte, vernichtete der Vertrag von 1750 ihre Hoffnungen. Das war zuviel, um es ruhig hinzunehmen: der Aufstand der Guaraní war die Folge, unzweifelhaft veranlaßt durch die Jesuiten. Amtlich führten sie den Aufstand auf die Anhänglichkeit der Eingeborenen an die von ihnen bewohnten und bearbeiteten Landstriche zurück; aber was sollte die Indianer an das Land fesseln, dessen Besitzer sie nicht waren? Die versteckten Anstifter des Aufstandes waren die Jesuiten (S. 238 f.). Meine Ausführungen haben gezeigt, daß die Jesuiten in ihren Niederlassungen eine vollkommene Theokratie errichteten, worin sie von der spanischen Regierung in jeder Weise unterstützt wurden. Inmitten der anderen Nationen, welche sich den modernen Ideen schon angepaßt hatten, suchten sie die sozialen Formen des goldenen Zeitalters der Kirche, des Mittelalters, festzuhalten. Ein Kompromiß war nicht möglich, und so erfolgte der Bruch infolge der künstlich aufgehaltenen Entwicklung mit Heftigkeit. Was die Frage nach den sozialen Folgerungen aus dem jesuitischen Missionssystem betrifft, so scheint sich die Alternative zu ergeben: Entweder war eine Zivilisation der Wilden unmöglich (das war die Meinung der Jesuiten), oder sie waren doch dazu geeignet. Im letzteren Falle hatte die Theokratie einen falschen Weg beschritten; im ersteren Fall war der Untergang der Wilden eine Schicksalsnotwendigkeit, der man sich nicht widersetzen durfte, ohne die höhere Rasse zu gefährden. Das jesuitische System des Kommunismus hatte, im Gegensatz zum modernen Kommunismus, den Mangel, daß den einzelnen jeder ökonomische Fortschritt verwehrt blieb: allen gemeinsam war nur das Elend. Alles existierte nur durch die Vorsehung des Padre Direktor. Bis heute haben die Abkömmlinge der bekehrten Guaraní keinen klaren Begriff des Eigentums, daher

auch keinen Ehrgeiz, solches zu erwerben. In der Not rauben und stehlen sie, und es ist ein typisches Zeichen ihrer Wildheit, daß sie alle Arbeit der Frau aufbürden. So wenig hat die Bekehrung der Jesuiten sie tatsächlich beeinflußt. Man wird dem Klima einen Teil der Schuld zuschieben; aber eine Zivilisation, die nicht im mindesten gegen den Einfluß des Klimas aufzukommen vermag, zeigt, daß sie vollkommen versagt. Die Jesuiten legten ihrer Organisation die des eigenen Ordens zugrunde, gegründet auf die drei Prinzipien: Kommunismus, absolute Autorität und Verzicht auf die eigene Persönlichkeit. Aber was für kleine Betriebe gilt, gilt nicht für Völker. So waren die Eigenschaften, die man in den Guaranis entwickelte, unnütz — oder sogar der modernen Zivilisation schädlich. Die Eroberung der Jesuiten brachte nur ihnen selbst Vorteil (S. 297—316).

Berlinische Monatsschrift: „So war und blieb also ihr [der Jesuiten] Verhältnis [zu den Indianern]: sie, Väter; alle Einwohner ihre Kinder; sie vorschreibende, ermahrende, warnende Lehrmeister; diese lernende, folgsame, sich bessernde Schüler; diese alle gleich, als Kinder einer Familie... Wem die Stimme der Natur zurief: seid fruchtbar und mehret euch, der zeigte dies den bis in die innersten Falten des Kopfes und Herzens herrschenden Vätern an; sie bestimmten seine Neigung und Wahl, und er heiratete, ohne zu sorgen, wo er Nahrung, Kleidung und Wohnung für Weib und Kinder finden sollte... Wider die Spanier hatten die Väter den unter ihrer Zucht stehenden Indianern solchen Abscheu eingeblöht, daß sie, ihrer natürlichen Feigheit und angewohnten Duldsamkeit ungeachtet, sich tapfer den spanischen Kriegsheeren widersetzen, welche mit den Waffen in der Hand das Land einzunehmen gekommen waren, die aber zuletzt nicht mehr gegen sie anrücken wollten, als sie sahen, daß allen auf dem Kampfplatz gebliebenen Verwundeten, ja selbst den Toten, von den Indianern die Köpfe abgeschnitten waren. Denn ihre Väter [die Jesuiten] hatten, um sie zu dieser abschreckenden Verfahrensart anzureizen, ihnen eingeblöht, daß die Spanier den Teufel anbeteten, welcher die Verwundeten gesund und die Toten lebendig mache, dies aber nicht mehr könne, wenn die Köpfe ganz abgeschnitten wären. Man wird hier fragen: woher nahmen sie Waffen, und wer hatte sie in der Kriegskunst unterrichtet? Waffen aller Art, grobes und kleines Geschütz, und was dazu gehört, war längst vorher eingeführt, ohne daß Spanier und Portugiesen das geringste davon wissen konnten. Denn die Waren in großen Ballen und Kisten, die auf Veranstaltung und Rechnung dieser Väter aus Europa eingebracht wurden, waren vom Visitieren und von allen Abgaben frei... Sie hatten Fußvolk, Reiterei und Artilleristen, und es währte lange, ehe die verstärkte spanische Übermacht zuletzt der Regierung dieser Väter, die sonst bis auf den heutigen Tag bestände, ein Ende machen konnte“ (1794, XXIV, 85 ff.).

Heinrich Schäfer: „Unter dem Vorgeben, die Indianer in Südamerika zu bekehren, waren von den Jesuiten Missionen nach Paraguay geschickt worden. Bald zeigte sich, daß ihr Hauptbestreben dahin

ging, einen ausgedehnten und einträglichen Handel zu treiben. Nicht zufrieden jedoch mit den Vorteilen, die sie auf diesem Wege erlangten, arbeiteten sie eifrig dahin, eine unabhängige Herrschaft unter der Leitung ihres Ordensgenerals hier zu gründen. Allein sie sahen ihre Pläne vereitelt, als Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal über einen Austausch von Landesgebieten in diesen Gegenden eröffnet wurden... Die Vollziehung des Vertrages [vom 13. Januar 1750 zwischen Spanien und Portugal] sei großen Schwierigkeiten unterworfen [so lauteten die Berichte nach Madrid und Lissabon], da die Superioren der Jesuiten den Indianern die Freiheit ihrer Personen, ihrer Güter und des Handels geraubt hätten; sie hätten sich in dem Lande so befestigt, daß es nicht leicht sein werde, jene zum Gehorsam zurückzuführen. Diese Religiosen, welche unumschränkte Herren und Meister so vieler Tausende, für die Portugiesen und Spanier unzugänglicher Menschen geworden seien, die mit ihnen keine Kommunikation hätten, hielten dieselben in einer solchen Unterwürfigkeit, wie man sie niemals von vernünftigen Wesen verlangt hätte; diese Völker, die so völlig und so einzig unterworfen seien, ließen sich eher in Stücke hauen, als daß sie gegen den geringsten Befehl dieser Väter ungehorsam wären und in ihren Ländern und Wohnungen die Portugiesen und Spanier aufnahmen... Zugleich wußten sie [die Jesuiten] den Indianern einen unversöhnlichen Haß gegen die Spanier und Portugiesen einzufößen, indem sie ihnen vorstellten, daß diese die natürlichen Feinde Gottes und der Menschen seien und ihr Blut ein angenehmes Opfer sein werde, da sie in keiner andern Absicht gekommen seien, als um sie und ihre Priester zu verderben, ihre Religion zu vertilgen und sie in die elendeste Knechtschaft zu führen“ (*Geschichte von Portugal*, V, 265 ff.; vgl. auch: *La République des Jésuites ou Paraguay renversée, contenant une relation authentique de la guerre, que ceux Religieux ont osé soutenir contre les Monarques d'Espagne et de Portugal, publiée par Ordre de la Cour de Portugal 1759*).

Der bewaffnete Widerstand der Jesuiten gegen die Abmachungen Spaniens und Portugals, durch die der Jesuitenstaat in Mitleidenschaft gezogen wurde, dauerte von 1754—1758. Als im Jahre 1766 die Jesuiten aus Spanien vertrieben wurden (Vorläufer der Aufhebung des Ordens), hörte auch der Jesuitenstaat auf, den Portugal und Spanien unter sich teilten. Wie die Jesuiten es verstanden, die Öffentlichkeit über ihre Tätigkeit in Paraguay zu täuschen, zeigt Le Bret (*Magazin*, II, 364 ff.) an mehreren Beispielen. Besonders lehrreich ist, daß es ihnen gelang, Muratori durch erdichtete Missionsbriefe an ihren paraguayischen Triumphwagen zu spannen. Le Bret fügt die allgemeine Bemerkung hinzu: „Gleiche Betrügereien findet man in allen anderen Missionsgeschichten dieser Väter. Es ist bekannt, daß ihre Lettres édifiantes ein Magazin von Lügen sind. Der P. Gumilla schrieb die Geschichte von Orinoco nach Denkwürdigkeiten, die man ihm in Madrid gab. Ich habe vielen Umgang mit Leuten gehabt, die auf Befehl des Königs von Spanien das ganze bekannte Land untersucht haben, das an jenem erstaunlichen Flusse liegt, aber ich bin auch dadurch über-

zeugt worden, daß das Buch des P. Gumilla sowohl im Sittlichen als Physischen eine bloße Fabel ist, die bloß ad majorem Societatis gloriam erdichtet worden... So ging es mit allen Missionsgeschichten der Jesuiten, wenn man es anders Missionen und nicht vielmehr Handlungshäuser von China, Asien und Amerika nennen kann" (*Magazin*, VI, 367 f.).

Le Bret (*Magazin*, II, 368 ff.) hat eine Denkschrift des Jesuiten Bernhard Ibañez abgedruckt, worin dieser, der in Paraguay tätig gewesen war, die Zustände des „Staates“ sehr ungünstig schildert. Ibañez wurde allerdings aus dem Orden entlassen, aber nur, weil er und einige andere Jesuiten sich auf Seiten des Königs von Spanien gestellt hatten, als die Schwierigkeiten zwischen der spanischen Krone und dem Jesuitenstaat ausbrachen. Über die Erfolge der Jesuiten in Paraguay sagt Alexander von Humboldt zusammenfassend: „Die Abschließung hatte zur Folge, daß die Indianer so ziemlich blieben, was sie waren, als ihre zerstreuten Hütten noch nicht um das Haus des Missionars beisammenlagen. Ihre Zahl hat ansehnlich zugenommen, keineswegs aber ihr geistiger Gesichtskreis. Sie haben mehr und mehr von der Charakterstärke und natürlichen Lebendigkeit eingebüßt, die auf allen Stufen der menschlichen Entwicklung die edlen Früchte der Unabhängigkeit sind. Man hat alles bei ihnen, selbst die unbedeutendsten Verrichtungen des häuslichen Lebens der unabänderlichen Regel unterworfen, und so hat man sie gehorsam gemacht, zugleich aber auch — dumm“ (*Reise in die Äquatorialgegenden des neuen Kontinents*. Übersetzt von H. Hauff, Stuttgart 1859, I, 286).

Jesuitenstil. J. Braun S. J.: „Das 16. Jahrhundert hat den Namen Gotik geschaffen, das 19. den Namen Jesuitenstil, von denen der eine so wenig Sinn hat, wie der andere... Die landläufige Auffassung versteht unter ‚Jesuitenstil‘ einen überladenen, auf öden, seelenlosen aber blendenden Prunk ausgehenden Barock, in dessen Dekor eine empörende Verachtung jedes künstlerischen Ideals und aller schönen Vollendung sich ausspricht, ganz beherrscht von dem Streben nach brillanten, die Sinne betäubenden Effekten. Es ist nun gewiß richtig, daß in einzelnen Jesuitenkirchen in bezug auf dekorative Ausstattung des Guten allzuviel geschehen ist und weder die stilistische Behandlung noch der Dekor gutem Geschmack entspricht. Es wäre töricht, das leugnen zu wollen. Aber ganz irrig ist es, und es verrät eine sehr mangelhafte Kenntnis der Jesuitenkirchen, wenn man aus vereinzelt derartigen Erscheinungen auf eine diesbezügliche Tendenz schließt. Die Zahl der so ausgestatteten Jesuitenkirchen ist, verglichen mit der Gesamtheit der Jesuitenkirchen, bei weitem die Minderheit... Wer nur die eine oder die andere Jesuitenkirche, und zwar für sich und losgelöst von allen anderen und losgelöst auch von den lokalen Strömungen der zeitgenössischen Architektur betrachtet, dem mag allerdings die Idee eines Jesuitenstils kommen. Aber das Phantom zerrinnt, wenn man die gesamte Bautätigkeit der Jesuiten betrachtet und in Zusammenhang bringt nicht mit irgendwelchen angenommenen

Tendenzen, sondern mit der Umgebung, in der sie sich entfaltete. Die Regel war, wie eben bemerkt, daß die Jesuiten so bauten, wie man da zu bauen pflegte, wo sie ihre Kirchen schufen. Beherrschte dort die Gotik noch den Kirchenbau, so bauten auch sie gotisch. Wo die Renaissance oder der Barock zur Herrschaft gelangt war, adoptierten auch sie Renaissance und Barock... Und so entsprach es auch durchaus der Stellung, welche der Orden von jeher zur Pflege der Kunst eingenommen hatte... Von irgendeinem Einfluß der maßgebenden Stellen im Orden, denen die Prüfung und Genehmigung der Pläne oblag, habe ich in allen diesbezüglichen Dokumenten ebensowenig die geringste Spur entdecken können, wie sich eine solche in den Konstitutionen des Ordens findet... Wenn ich darum den Begriff Jesuitenstil in jedem Sinne ablehnen muß, so geschieht das nicht aus apologetischen Tendenzen. Es handelt sich nur um die Wahrheit in der Kunstgeschichte, dieser aber entspricht es ebensowenig, wenn man die Jesuiten zu Pionieren der Renaissance oder des Barocks macht, wie wenn man die Pflege eines überschwenglichen, überladenen, üppigen Dekors als jesuitisches Charakteristikum hinstellt oder wenn man Einräumigkeit, Emporen und ähnliches als spezifische Einrichtung der Jesuitenkirchen ansieht“ (*St. M. L.*, 1913/14, 9. Heft, S. 545, 546, 549, 550).

H. Böhmer: „Der sogenannte Jesuitenstil ist keine Erfindung der Jesuiten, und die jesuitischen Künstler sind niemals große Künstler gewesen, sondern höchstens, wie z. B. der einflußreiche Andrea dal Pozzo, virtuose Dekorateure. Die jesuitischen Kunstanregungen aber stellen fast stets dem Geschmack des Ordens ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Denn wie in der Ausstattung ihrer Dramen, so huldigten die Patres auch in der Ausschmückung ihrer Kirchen meist einer geistlosen äußerlichen Effekthascherei, die niemals eine aufrichtige Freude an ihren Schöpfungen aufkommen läßt, sondern den Beschauer verstümmt oder gar lächerlich anmutet“ (*Die Jesuiten*, S. 135).

Falke: „Die Jesuiten verschmähten es nicht, auf die Sinne zu wirken, und fanden dazu gerade in der vorhandenen Kunststrichung ein entsprechendes Mittel. In jedem Falle waren sie die Protektoren derselben; ihre Kirchen zeigen sie in blühendstem Gepränge; sie selbst übten sie als Künstler über die ganze Erde hin bis mitten unter die Chinesen, deren originale Kunst sie verdarben; und endlich kam ein Mitglied dieses Ordens, der Pater Andrea Pozzo, faßte die neuen Prinzipien zu einer Art von Theorie zusammen und brachte so Methode in den Wahnsinn“ (*Geschichte des modernen Geschmacks*, Leipzig 1866, S. 202; bei Huber, *Jesuitenorden*, S. 436 f.).

Jesuitenstolz (s. auch *Liber saecularis*). Die Satzungen fließen über von Demut; die Ehre Gottes ist alles, die Ehre des Ordens nichts. Und in der Tat: eine Gesellschaft Jesu muß Demut als Grundlage haben. Bei der jesuitischen „Gesellschaft Jesu“ aber ist Demut papierne Grundlage. Bergehoher Hochmut kennzeichnet ihr Wesen und Wirken. Mit Vorliebe nennt sich der Jesuitenorden in seinen Satzungen: „Die geringste Gesellschaft“ (*minima societas*);